

Franz Meures SJ

P. Franz Meures SJ ist Leiter von „RUACH – bildung der ordensleute“. Neben Leitungsämtern in der Norddeutschen Jesuitenprovinz (u. a. Novizenmeister und Provinzial) und als Rektor des Collegium Germanicum in Rom war er in der verbandlichen Jugendpastoral, in Exerzitienarbeit, Ordensausbildung und Priesterbildung, in psychologischer Beratung und Therapie sowie als Supervisor und Coach tätig.



Franz Meures SJ

„Ich werde mit ihnen einen neuen Bund schließen“ Jer 31,31

Die menschlich-geistliche Herausforderung, sein Leben lang im Orden zu bleiben

„Die 150-prozentigen gehen als erste wieder weg“ – sagten die alten Mitbrüder, wenn einige Novizen übereifrig waren. Angesichts der vielen, die gingen, und der wenigen, die blieben, lohnt es sich, einen Blick auf die Herausforderungen zu werfen, die in einer lebenslangen Bindung an eine Ordensgemeinschaft liegen. Schon der hl. Benedikt schreibt in seiner Regel Nr 58: „1 Kommt einer neu und will das klösterliche Leben beginnen, werde ihm der Eintritt nicht leicht gewährt, 2 sondern man richte sich nach dem Wort des Apostels: „Prüft die Geister, ob sie aus Gott sind.“

3 Wenn er also kommt und beharrlich klopft und es nach vier oder fünf Tagen klar ist, dass er die ihm zugefügte harte Behandlung sowie die Schwierigkeiten beim Eintritt geduldig erträgt, aber trotzdem auf seiner Bitte besteht, 4 gestatte man ihm den Eintritt, und er halte sich einige Tage in der Unterkunft für die Gäste auf.“ Es folgt eine ganze Reihe von gestuften Regelungen, wann und unter welchen Bedingungen weitere Zulassungsschritte erfolgen können. Benedikt ist sich der großen Herausforderung bewusst, die in der lebenslangen Bindung an das Leben im Orden liegt.

Dieser Beitrag wird sich weitgehend darauf beschränken, die menschlichen und die geistlichen Herausforderungen einer lebenslangen Bindung an eine Ordensgemeinschaft zu benennen, ohne gleich Lösungen oder Rezepte anzubieten. Andere Beiträge in diesem Heft zeigen eindrucksvoll, wie Ordensfrauen und Ordensmänner diese Herausforderungen zu meistern suchen.

Der Zeitgeist und die Zeichen der Zeit

Ein Gespräch mit Jugendlichen über das Ordensleben und seine Gelübde landete vor 40 Jahren fast immer bei der Frage der „Keuschheit“ bzw. des „Zölibates“, welcher für gänzlich unmöglich gehalten wurde. Dies hat sich geändert. Heute reagieren junge Leute vor allem allergisch auf die Perspektive, dass sich jemand durch die Gelübde ein Leben lang festlegt. Das sei doch völlig unmöglich, sagen sie.

Der Kulturwandel unserer westlichen Zivilisation lässt die Herausforderung des Ordenslebens in großer Schärfe hervortreten. Allein die Tatsache, dass jemand überlegt, in einen Orden einzutreten, ist für Verwandte, Freunde und Kollegen meist eine gewaltige Provokation. Wie kann man denn heute noch so etwas tun? – ist ihre Reaktion.

Denn die Welt, in der wir leben, ist doch so anders: Große Flexibilität und Mobilität sind gefordert, Beziehungen – auch Partnerschaften und Ehen – werden auf Zeit geschlossen. Jeder „bastelt“ sich seine Biographie, in der lebenslange Verpflichtungen und Bindungen kaum für möglich gehalten werden.¹ Auch die Perspektiven für den beruflichen Weg haben sich völlig verändert. Kaum noch

jemand bleibt sein ganzes Berufsleben lang bei derselben Firma, in derselben Tätigkeit, am selben Ort. Hohe Anpassung und Flexibilität ist gefragt.

In dieser Welt, aus der in den letzten Jahrzehnten immer noch Frauen und Männer den Weg in einen Orden gefunden haben, identifiziert Medard Kehl – mit Bezug auf die französische Religionssoziologin Danièle Hervieu-Léger – drei Grundmuster individueller Religiosität². Den ersten Typ nennt Kehl den klassischen, der – auch wenn zunehmend in der Minderheit – „regelmäßig praktizierende Gläubige“. Die zweite, eindeutig postmodern konfigurierte Konfiguration, ist „der Pilger“, ein Wanderer zwischen verschiedenen religiösen Angeboten. Und der dritte Typ ist der Konvertit, der sich dem Kern einer Glaubensüberzeugung zuwendet.

Die menschlich-geistliche Herausforderung für die Orden angesichts dieser Situation liegt einerseits darin, Kurs zu halten, d.h. die Grundprinzipien des gottgeweihten Lebens angesichts des Zeitgeistes klarer und neu zu formulieren und zu leben. Andererseits sind die Aufnahme ins Ordensleben und die Ausbildung der „Kinder unserer Zeit“ eine gewaltige Aufgabe. Herkömmliche Ausbildungskonzepte drohen an dieser Herausforderung zu scheitern³.

Jenen, die eintreten, wird ein unglaublicher Lernprozess abverlangt. Der Spagat zwischen der oben erwähnten postmodernen Kultur, welche ja längst in die Orden und Klöster Einzug gehalten hat, und einer Kultur, in der Menschen ihr ganzes Leben Gott weihen, ist weit größer als früher und bezieht sich nicht nur auf die ersten Jahre der Ausbildung, sondern ist ein lebenslanges Projekt.

Wie kann jemand treu bleiben, wenn doch alles im Fluss ist?

Viele Menschen verbinden mit Ordensleben Assoziationen wie klare Ordnung, feste Regeln, eindeutige Hierarchien und verlässliche gemeinschaftliche Strukturen, die den einzelnen tragen. Auch die Lektüre von Ordensregeln und Konstitutionen vermittelt zunächst diesen Eindruck. Man muss schon genauer hinschauen, um zu verstehen, dass da auch Veränderungen vorgesehen und gewollt sind. Manchmal, wenn am Statut eines Ordens etwas geändert worden ist, kann man den Satz hören: „Das ist nicht mehr der Orden (die Gemeinschaft), in den (die) ich eingetreten bin.“ Dies zeigt, dass ein rigides Beharrungspotential nicht nur in den Statuten liegen kann, sondern auch in den Personen, die am liebsten hätten, wenn alles so bliebe, wie es war.

Solches Beharren reflektiert das Bild vom Kloster als unerschütterlichem Fels in der Brandung, als feste Burg im Wandel der Zeiten. Mit seinem Dekret „*Perfectae Caritatis*“, von der zeitgemäßen Erneuerung des Ordenslebens, hat das II. Vatikanum dazu aufgefordert, das Ordensleben auch den Herausforderungen der Zeit gemäß zu gestalten. Was hat sich seitdem in der konkreten Gestaltung des Ordenslebens nicht alles verändert! Ordensleute, die vor 60 Jahren in ihre Gemeinschaft eintraten, sind unsere lebendige Zeugen, wie man in all den Veränderungen seiner Berufung treu bleiben kann. Es lohnt sich, in einem biographischen Rückblick all die Veränderungen, Experimente und Neuansätze noch einmal anzuschauen. Dabei stellt sich unweigerlich die Frage: Und was hilft mir, in all dem treu zu

bleiben?⁴ In all dem gesellschaftlichen Wandel, in den gewaltigen Veränderungen innerhalb unserer Kirche, in den teilweise dramatischen Entwicklungen innerhalb der Ordensgemeinschaften und in den natürlichen Veränderungen der eigenen Person, die im Laufe der Jahre verschiedene Stadien der menschlich-geistlichen Entwicklung durchlebt, wodurch sich auch Einstellungen, Haltungen und Verhalten verändert haben, in all dem braucht es doch einen Punkt, auf den Verlass ist, zu dem man seine Zuflucht nehmen kann.

Die biblische Offenbarung wird nicht müde, Gott selbst als diesen Punkt, auf den Verlass ist, zu verkünden. „Denn seine Huld währt ewig“ – lautet das Bekenntnis in jedem der 26 Verse von Psalm 136. Die Hl. Schrift ist voll von Berichten über die Unzuverlässigkeit der Menschen, über ihren Wankelmut, ihr Murren, ihre Abwege, um dann mit umso größerer prophetischer Klarheit zu verkünden: Aber Gott ist treu – trotz allem. Das ist in der alttestamentlichen Bundestheologie bezeugt und im Neuen Bund in Christus besiegelt. In seinem Tod und seiner Auferstehung ereignet sich die letztgültige Zusage der Treue Gottes. Die Treue Gottes ist ein zentrales Thema in den neutestamentlichen Briefen (Röm 3,3; 1 Kor 1,9; 2 Thess 3,3; 2 Tim 2,13).

Bei Novizen habe ich vor den ersten Gelübden oft das Argument gehört: „Wie kann ich denn versprechen, den Gelübden immer treu zu bleiben, wenn ich gar nicht weiß, was mich persönlich in einigen Jahren bewegt, wie es mit unserer Gemeinschaft weiter geht und wer dann mein Oberer sein wird?“ Die Standardantwort darauf konnte jeweils

nur sein: „Du kannst Deine Gelübde nicht auf Deine eigne Zuverlässigkeit gründen, sondern auf die Zuverlässigkeit und die Treue Gottes.“

Dies ist größte Herausforderung einer lebenslangen Bindung. In seiner Natur neigt jeder Mensch dazu, sich selbst an irgendwelchen geschaffenen „Dingen“ fest zu machen: an bestimmten Personen, an Gewohnheiten, Riten und Regeln, an seiner Arbeit, seinen Erfolgen, seinem Ruf, an einem bestimmten Lebensstandard, an seiner Gesundheit, seinen Talenten und seinem Potential. All das ist letztlich nicht verlässlich. Nicht umsonst sagt der hl. Benedikt. „Man achte genau darauf, ob der Novize wirklich Gott sucht.“ (RB 58,7). Das ist das Zentrum der Ordensberufung. Alle Veränderungen, alles, was im Fluss ist, alles, worauf wir uns gerne verlassen würden aber letztlich nicht verlassen können, kann zu einer wachsenden Enttäuschung und Verhärtung führen. Es kann uns aber auch jeden Tag neu zu der Frage zurückbringen: „Verlasse ich mich letztlich auf Gott selbst, auf seine Treue?“ Dies ist das Grundbekenntnis des Ordenslebens. Damit kann man eintreten, damit kann man alt werden und damit kann man sterben.

Der Weg der Berufung als lebenslange Baustelle

Jede Person braucht ihre Gewohnheiten, ihren Rhythmus, ihre lifebalance. Jede Gemeinschaft braucht ihre Regeln, ihr Organigramm, ihre Gebäude, ihren Jahreshaushalt etc. Und so läuft beim Individuum und bei Gemeinschaften vieles nach eingespielten Mustern. Das ist gut so, denn sonst wäre das Leben unendlich anstrengend.

Ein ganzes Leben im Orden ist jedoch – wie jedes Leben – ein Prozess immerwährender Veränderung, eine ständige Baustelle. Wenn sich die gesellschaftlichen und kirchlichen Rahmenbedingungen ändern, ist der einzelne und auch die Gemeinschaft gefordert, sich darauf einzustellen und bestimmte Regeln und Muster zu ändern. Zum Beispiel waren vor 50 bis 60 Jahren nur wenige Ordensmitglieder Mitglied in einer Krankenversicherung. Die Veränderungen in unserem Gesundheitssystem führten dazu, dass nun alle krankenversichert sind, denn sonst wären die Kosten für bestimmte medizinische Leistungen gar nicht mehr zu bezahlen. Das heißt, dieser „Umbau“ diente dazu, uns den gesellschaftlichen Verhältnisse anzugleichen und das Risiko der Kosten für medizinische Behandlungen in überschaubaren Grenzen zu halten. Solche „Umbaumaßnahmen“ dienen also der Lebenssicherung. Auch sie dauern ein Leben lang.

Darüber hinaus jedoch gibt es „Baustellen“, die dazu dienen, sich jeweils mehr darauf einzustellen, wirklich Gott zu suchen, ihm den Vorrang zu geben, und sich immer tiefer in die Nachfolge Jesu auf dem Weg der evangelischen Räte einzulassen. Beim Eintritt in eine Ordensgemeinschaft sind solche „Umbauten“ leicht zu sehen. Da verlässt jemand Familie und Freunde, lässt seinen persönlichen Besitz zurück, beginnt ein regelmäßiges Gebetsleben, lässt sich geistlich begleiten, um auf dem eingeschlagenen Weg voran zu schreiten. In jeder Etappe des Ordenslebens gilt es dann zu prüfen, ob eine Änderung „nur“ der persönlichen Lebenssicherung dient oder einem Loslassen um Christi willen.

Eine weitere für viele Ordenschristen wichtige Etappe, ist die Krise in der Lebensmitte. Bei vielen tritt nach 10 bis 20 Jahren im Orden eine gewisse Müdigkeit ein. Die hohen Ideale des Anfangs erweisen sich als nicht realisierbar, man gewöhnt sich an die vielen eingegangenen Kompromisse und gerät leicht in die Haltung „Da ist sowieso nichts zu machen“. Diese Etappe ist in der geistlichen Literatur immer wieder beschrieben worden. In ihr liegt die Gefahr der „stillen Kündigung“, der „inneren Emigration“. „Erfuhr der Christ in der ersten Zeit der Nachfolge meist eine große Zufriedenheit, innere Sicherheit und Übereinstimmung mit sich selbst und seiner Berufung, kann sich das Blatt schon bald wenden. Die Kräfte lassen nach, die Begeisterung wird kühler, Trägheit und Zweifel breiten sich aus.“⁵ Michael Schneider sieht die Gefahr dieser Lebensphase vor allem darin, „dass alles auf ein ‚Mittelmaß‘ zurückgeschraubt wird, auf das, was ‚möglich‘ erscheint. Dann wird das Gebet schnell zu Routine, die Anbetung wandelt sich in ein Absitzen der Zeit, die Liebe zum Herrn zeigt sich nur noch im Lesen theologischer Bücher und geistlicher Literatur, die Konsequenz der Armut ist dem Kompromiss gewichen und der Mut zu einem neuen Anfang ist erloschen.“⁶

Für diese Lebensphase bringt Louis Lallement SJ (1578 – 1635) den Begriff der „zweiten Bekehrung“ ins Spiel und ermahnt: „Über dem Feilschen, ob wir uns Gott restlos schenken wollen, lassen wir Jahre verstreichen, ja oft ein ganzes Leben. Wir können uns nicht entschließen, das volle Opfer zu bringen, behalten uns eine Menge Bindungen, Pläne, Wünsche, Hoffnungen und Ansprüche

vor und wollen uns ihrer nicht entäußern, um so in die völlige Nacktheit des Geistes einzutreten, die uns fähig macht, von Gott restlos in Besitz genommen zu werden. (...) – doch unter dem Druck der Eigenliebe, verblendet von Unwissenheit und durch falsche Befürchtungen gehemmt, wagen wir den entscheidenden Schritt nicht.“⁷ „Den Schritt tun“ – das ist in der Konzeption Lallements das Kennzeichen der zweiten Bekehrung. M. Schneider fasst es in folgender Weise zusammen: „Gemeint ist der Durchbruch zu einer größeren Eindeutigkeit im Leben des einzelnen mit Gott.“⁸

Dieser Umbau des Loslassens wird dann ebenfalls zu einem Lebensprojekt, geschieht nicht in einem Augenblick. In den heutigen Lebensläufen von Ordensleuten hat diese Dimension eine neue Aktualität gewonnen – durch das hohe Lebensalter, welches viele erreichen. Zwischen Beendigung der aktiven Tätigkeit in der Gemeinschaft oder im Apostolat und dem Lebensende liegen häufig noch sehr viele Jahre. D.h., das endgültige Loslassen im Sterben zieht sich im Zeitlupentempo über Jahre hin. Dies erleben viele als eine gewaltige Herausforderung – und zugleich ist es eine große Chance, sich wirklich Christus zu überlassen.

Der lange Weg als ständige Umkehr

Immer wieder haben geistliche Autoren versucht, solche Entwicklungsschritte im spirituellen Leben in Stufen oder Etappen zu gliedern. Das mag nützlich sein, um das Ganze in Begriffe fassen zu können. Für die Praxis des geistlichen Lebens ist dies weniger hilfreich.

Ein Stufenmodell kann leicht suggerieren zu glauben, man sei jetzt auf einer bestimmten Stufe angekommen und das sei die Ausgangsbasis für alles weitere. So etwas führt leicht zur geistlichen Selbstverblendung, zu einer Art pharisaischer Haltung oder zu geistlichem Hochmut. Nichts ist gefährlicher auf dem geistlichen Weg, als sich in Sicherheit zu wiegen. Denn das Ziel ist, sich zu jedem Zeitpunkt allein und gänzlich auf Gott, seine Zuwendung und Treue zu verlassen.

Hilfreicher ist es, den gesamten Weg der eigenen Berufung als nicht planbar anzusehen, als einen Prozess ständiger Umkehr. Jemand mag die Ideale und Werte des Ordenslebens noch so gut internalisiert haben und sie in überzeugender Weise leben, es bleibt ihm nicht erspart, sich ständig mit eigenen Wünschen und Absichten auseinander zu setzen, die im Wesentlichen selbstbezogen bleiben.⁹ „Von Herzen möchte ich wirklich Christus folgen und mich ganz vor ihm führen lassen, aber in tausend Kleinigkeiten des Lebens klammere ich mich immer wieder an mir selber fest, möchte mich an dem festhalten, was ich gewohnt bin oder mir wünsche, und erlebe mich selbst als weit von Gott entfernt.“ Solche oder ähnliche Worte sind Signale dafür, dass jemand ernsthaft auf dem geistlichen Weg ist.

Es geht nicht darum, sich mühsam auf die nächste Stufe hoch zu arbeiten. Es geht allein darum, sich immer wieder – wo immer man gerade gelandet ist – zu Christus umzudrehen. Lukas beschreibt dies sehr eindrücklich in seiner Schilderung der Verleugnung des Petrus. Jesus sagt im Abendmahlssaal voraus: „Simon, Simon, der Satan hat verlangt, der er euch wie Weizen sieben darf. Ich aber

habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht erlischt. Und wenn du dich wieder bekehrt hast, dann stärke deine Brüder.“ (Lk 22,31ff) Jesus sieht nüchtern die Unzuverlässigkeit des Petrus und sagt ihm zu, für ihn zu beten, damit sein Glaube nicht erlischt. Und er sagt ihm voraus, dass er sich wieder zu bekehren habe. Petrus wähnt sich in großer Selbstsicherheit seines Nachfolgeideals und tut heiße Schwüre: „Herr, ich bin bereit, mit dir sogar ins Gefängnis und in den Tod zu gehen.“ Jesus aber sagt seine Verleugnung voraus.

Nachdem Petrus den Herrn dreimal verleugnet hat, krächte der Hahn (Lk 22,60 – 62). Und Jesus kehrt sich um und blickt den Petrus an, der sich an die Worte Jesu erinnert und bitterlich zu weinen beginnt. Bevor der Mensch sich erneut umkehren kann, hat der Herr sich umgekehrt. Es geht jeweils darum, wieder in den gegenseitigen Blick zu finden, auch wenn es einem dabei das Herz vor Scham und Schmerz fast zerreißt. Die geschilderte Szene geschieht während der Passion Jesu, nach der Auferstehung bleibt die Dynamik dieselbe. Maria von Magdala steht verzweifelt am Grabe, wendet sich um und sieht Jesus dort stehen – erkennt ihn aber nicht. (Joh 20,14ff). Als Jesus sie schließlich mit „Maria“ anredet, „wandte sie sich um und sagte ... Rabbuni“. Durch diese Umwendung findet sie zurück in den Blick und in die Erkenntnis des Auferstandenen.

Dies ist – sehr einfach gesagt – die entscheidende menschlich-geistliche Herausforderung, um in einer lebenslangen Bindung an Gott zu bleiben: Egal wie sehr jemand an seinen eigenen Idealen gescheitert ist oder in wie tiefe Verzweiflung jemand geraten ist, es gilt,

sich je neu zu Christus umzudrehen und in seinen Blick zurückzufinden.

„Diesen Schatz tragen wir in zerbrechlichen Gefäßen; so wird deutlich, dass das Übermaß der Kraft von Gott und nicht von uns kommt. Von allen Seiten werden wir in die Enge getrieben und finden doch noch Raum; wir wissen weder aus noch ein und verzweifeln dennoch nicht; wir werden gehetzt und sind doch nicht verlassen; wir werden niedergestreckt und doch nicht vernichtet. Wohin wir auch kommen, immer tragen wir das Todesleiden Jesu an unserem Leib, damit auch das Leben Jesu an unserem Leib sichtbar wird. Denn immer werden wir, obgleich wir leben, um Jesu willen dem Tod ausgeliefert, damit auch das Leben Jesu an unserem sterblichen Fleisch offenbar wird.“ (2 Kor 4, 7 – 11)

.....

- 1 Siehe dazu: Gellner, Christoph, Erzählen, was Paare zusammenhält. Neue Signale in der jüngsten deutschen Gegenwartsliteratur. Stimmen der Zeit, 3/2016, S. 169-180.
- 2 Kehl, Medard, SJ, Kirche und Orden im Umbruch. Referat auf dem Symposium der deutschen Provinz der Jesuiten, 30. März

2005. www.sankt-georgen.de/kehl/kehl9.pdf.

- 3 Siehe Veronica Krienen OSB, Bemerkungen zu den Herausforderungen der Ordensformation am Beginn des 21. Jahrhunderts. OK 1/2016, S. 29-35.
- 4 Dazu: Meures, Franz, „Ein anderer wird dich gürtet und führen“ (Joh 21, 18) Gibt es bleibende Grundsätze für eine Erneuerung des Ordenslebens? Ordenskorrespondenz 2/2013, S. 185-192.
- 5 Eckmann, Dieter, Zweite Entscheidung. Das Zurückkommen auf eine Lebensentscheidung im Lebenslauf. Leipzig 2002, S. 61f. Dort auch umfangreiche Literaturangaben zum Thema.
- 6 Schneider, Michael, SJ, Das neue Leben. Geistliche Erfahrung und Wegweisung. Freiburg-Basel-Wien 1987, S. 111f.
- 7 Lallement, Louis, Geistliche Lehre. Neu übertragen von D. Capol, Einsiedeln 1960, Kap. II, A.1.b (S. 28).
- 8 Schneider, Michael, ebd. S. 113. Dazu auch: Alphonso, Herbert, Die persönliche Berufung. Tiefgreifende Umwandlung durch die Geistlichen Übungen. Münster-schwarzach 1993.
- 9 Siehe dazu in diesem Heft: Leifgen, Sr. Michaela SSsP, Wenn es Wert ist. Überlegungen zur Motivation für das Ordensleben aus der Psychologie auf der Basis eines christlichen Menschenbildes. S. 181-188.